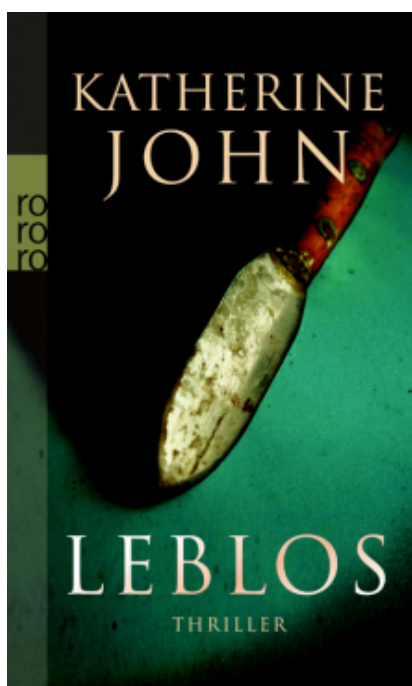


Leseprobe aus:

Katherine John

Leblos



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Prolog Im Kellergeschoss des General Hospital herrschte eisige Stille. Das leise Brummen des Boilers, der siedend heißes Wasser ins Heizsystem einspeiste, hätte nur jemand hören können, der direkt neben dem Fahrstuhlschacht oder der Treppe stünde, die nach unten in das Innere des Gebäudes führte. Der ständig auf Hochtouren arbeitende Warmwasserbereiter sorgte dafür, dass die Temperatur oben auf den Stationen nur selten auf ein erträgliches Maß fiel.

Durch das Treppenhaus hallte das dumpfe Klappern eines Rollwagens, der in den Fahrstuhl geschoben wurde; und einige Sekunden lang war das entfernte Surren von medizinischen Geräten zu vernehmen. Die Geräusche aus den oberen Etagen unterstrichen nur, wie deplatziert das hektische Krankenhaustreiben hier unten wirkte. Auch die Flure – sie zweigten von der hell erleuchteten, weiß gefliesten Halle ab, die drei Viertel des Geschosses beanspruchte – wirkten wie ausgestorben.

Selbst erfahrene Mitarbeiter, die sich längst an den auf den Stationen allgegenwärtigen Tod gewöhnt hatten, mieden nach Einbruch der Dunkelheit die Korridore, die zur Stahlflügeltür im Keller führten. In den Raum hinter dieser Tür wurden die Fälle gebracht, bei denen das General Hospital versagt hatte: Hier landeten all jene Patienten, die trotz der Pflege durch das Personal, des Fachkönnens der Ärzte und des medizinischen Fortschritts gestorben waren.

Ein junger blasser Mann, der offenbar nur selten die Sonne sah, beugte sich über den Rollwagen. Dabei fiel ihm eine Haarsträhne ins Gesicht, und seine Brille rutschte auf

die Nasenspitze. Mit zitternden Händen konzentrierte er sich auf die anstehende Aufgabe. Das grelle, heiÙe Licht der tiefhängenden Leuchte, unter der er arbeitete, blendete ihn und brannte heiÙ auf seinem Nacken.

Er hielt inne und warf ängstlich einen Blick über die Schulter. Als er nichts Ungewöhnliches erblickte, tat er seine Nervosität mit einem Kopfschütteln ab und spreizte leicht irritiert seine Finger, die in Latexhandschuhen steckten. Anschließend machte er sich wieder daran, den Bauch der Leiche zu massieren, die er gerade aufbahrte. Vom Zuschauen wusste er, was zu tun war, doch nun, da Jim sich krank gemeldet hatte, musste er früher als erwartet einspringen.

Normalerweise verbrachten Jim und er den größten Teil der Nachtschicht in der Pförtnerloge, tranken Tee und blättern alte *Playboy*-Ausgaben durch. Aber in dieser Nacht war alles anders als sonst. Obwohl es erst kurz nach halb drei war, gab es bereits drei Todesfälle, und zwei Stationschwestern hatten ihm telefonisch eröffnet, er dürfe sich auf noch mehr Arbeit einstellen.

Er ballte die Hände zu Fäusten und presste sie so fest auf die Bauchdecke, bis aus dem geöffneten Mund der Leiche Luft strömte, die wie ein letzter Seufzer in der kalten Luft hing. Dem Krankenpfleger gefror das Blut in den Adern. Als er die Hände abermals auf die Bauchdecke legte, versuchte er, weder das Gesicht zu betrachten noch darüber nachzudenken, was für ein Mensch der Tote wohl gewesen war. Auf den an Handgelenk und Fessel befestigten Schildchen standen ein Name und eine Nummer. Er erinnerte sich nur an das Alter. Achtundzwanzig. Der Verstorbene war im selben Jahr, im selben Monat wie er geboren. Sogar die Schwester von der Unfallstation war über den tragischen Tod eines so jungen Menschen betroffen gewesen.

Wieso hatte er sich damals, als er sich für das Philosophiestudium entschied, eigentlich keine Gedanken über seine Zukunft gemacht? Hätte er etwas Handfestes wie Betriebswirtschaft oder Jura studiert, das ihn auf einen konkreten Beruf vorbereitete, müsste er jetzt nicht in dieser Totenhalle aus Fliesen und Stahl arbeiten, wo die Leichen aufbewahrt wurden, bis man sie bestatten und vergessen konnte.

Das Läuten des Telefons jagte ihm einen Schreck ein. Er brauchte einen Augenblick, bis er einen der Latexhandschuhe auszog, den Toten sich selbst überließ und den Hörer abnahm.

«Leichenhalle!»

Es meldete sich die vertraute Stimme einer Krankenschwester. «Station elf hier. Wir brauchen Sie sofort.»

«Können Sie nicht einen Träger rufen? Ich bin gerade beim Aufbahren.»

«Keiner frei.»

«Eine Krankenschwester?»

«Wir sind unterbesetzt. Momentan sind nur zwei Schwestern auf der Station.»

«Ich bin hier unten ganz allein.»

«Wir alle müssen uns mit irgendwelchen Problemen herumschlagen. Um es kurz zu machen: Es handelt sich um eine alte Dame in einem Vierbettzimmer. Die anderen Patienten sind wach. Außerdem herrscht wegen der Toten große Aufregung.»

«Ich komme gleich.»

Er legte den Hörer auf und kehrte zu dem Toten zurück. Der Leichnam ruhte mit ausgestreckten Beinen flach auf dem Rücken, die Arme lagen neben dem Rumpf. Die Augen waren geschlossen, und der Mund stand offen. Während er den Unterkiefer hochband, musterte er zum ersten Mal das

Antlitz des Toten. Seine Züge waren ebenmäßig. Wenn seine Freundin ihn aufziehen wollte, schwärmte sie ihm immer von solchen Männern vor. Der Mann war groß gewesen, weit über einen Meter achtzig, und hatte dichtes, dunkles Haar. Was würde er nur darum geben, wenn er solches Kopfhair haben könnte? Schlimm genug, dass seines seit jeher dünn war – jetzt begann es sich sogar schon zu lichten. Er streifte den zweiten Latexhandschuh ab, warf ihn in den Mülleimer und zog ein neues Paar aus der Schachtel. Der Tote hier hatte es nicht eilig und konnte ruhig eine Viertelstunde warten. Länger brauchte er oben auf Station elf nicht.

Er schnappte sich ein Leintuch, das leise raschelte, als er es über den Toten breitete. Eigentlich war dies unsinnig, doch die Vorstellung, zu einem unverhüllten Leichnam zurückzukehren, behagte ihm nicht. Die dunklen Haare und die blasse Haut: Das alles wirkte so lebendig und gleichzeitig so tot.

Er nahm eine der leeren Rollbahnen, die vor der Wand aufgereiht waren, und schob sie in den Flur. Die Vorschriften verlangten, dass die Leichenhalle entweder rund um die Uhr besetzt war oder zugesperrt wurde. So stand es jedenfalls in seinem Arbeitsvertrag, aber er hatte schnell gelernt, dass sich im Alltag niemand an die Regeln hielt. Vergessen hatte er die vertraglich vereinbarten Bestimmungen nicht, doch er hatte sich an den anderen Pflegern und Trägern ein Beispiel genommen und angewöhnt, sie schlicht und einfach zu ignorieren. Oftmals blieb ihm auch gar nichts anderes übrig, denn das Krankenhaus war chronisch unterbesetzt. Und obendrein war es ziemlich lästig, die Schlüssel aus der Tasche zu holen und abzusperrern, nur um sie nachher wieder hervorzukramen und aufzuschließen.

Da die anderen Patienten wach waren, hatte er sich für

eine dieser neuen, von den Amerikanern entwickelten Tragen entschieden, bei denen der Leichnam in eine Art Kiste gelegt, der Deckel geschlossen und anschließend ein Laken darüber gebreitet wurde. Einfach, aber effektiv. Ein flach liegendes Laken zog weniger neugierige Blicke auf sich als die deutlich sichtbaren Umrisse eines Toten unter einem Leichentuch. Auf der anderen Seite ließen sich Patienten, die mit eigenen Augen sahen, wie eine Leiche fortgeschafft wurde, von den Kisten auf Rädern natürlich auch nicht zum Narren halten.

Er musste an die Worte der Krankenschwester denken: *Außerdem herrscht wegen der Toten große Aufregung.* Wer war denn jetzt eigentlich aufgeregt? Das Personal? Die Patienten? Oder die Besucher? Bestimmt waren es die Besucher. Auf Station elf blieben die Verwandten der Patienten häufiger über Nacht; meist harrten sie stumm neben den Betten aus oder wanderten durch die Flure. Sie warteten auf das nahende Ende ihres Angehörigen, das fast immer nachts kam. Oder schien ihm das nur so?

Er schob die Bahre in den Lift und drückte auf den Knopf. Die Fahrt in den siebten Stock dauerte nicht lange. Sanft glitt der Fahrstuhl bis zur sechsten Etage, begann heftig zu vibrieren und blieb ein Stockwerk höher ruckartig stehen.

«Sie haben sich ja Zeit gelassen.»

«Ich bin so schnell gekommen, wie ich konnte. Heute Nacht bin ich der Einzige, der unten Dienst schiebt.»

«Hier entlang.» Die Oberschwester zeigte ihm den Weg. Mit seiner Vermutung über die Angehörigen hatte er richtig gelegen. Eine Frau mit sorgenvoller Miene folgte ihnen.

«Schwester ...»

«Ich bin gleich bei Ihnen. Hier.» Sie stieß eine Tür auf, die in ein kleines Krankenzimmer führte. Rund um das Bett

gleich neben der Tür waren die Vorhänge zugezogen. Er schob die Trage durch den engen Eingang und stieß mit einer Lernschwester zusammen, die gerade den Tropf abhängte. Ihr Blick verriet, dass sie unter Schlafmangel litt. Er öffnete den Deckel der Kiste.

«Sie war ein richtiger Schatz», flüsterte die Lernschwester. «Hat nie gejammert.»

Während sie ihm half, die ausgemergelte Tote mit dem schlaffen Kiefer vom Bett auf die Bahre zu hieven, fällte er eine Entscheidung. Anstatt am frühen Morgen ins Bett zu gehen, würde er daheim nur kurz duschen, sich umziehen, zum Arbeitsamt gehen und die Stellenaushänge durchsehen. Und wenn es dort nichts für ihn gab, würde er eine Zeitung kaufen und die Jobinserate studieren. Es musste doch eine Arbeit geben, die besser war als diese hier.

«Danke. Ich komme jetzt allein zurecht.» Er verschloss die Kiste, breitete das Laken darüber und achtete darauf, dass die Bahre nahezu vollständig unter dem Stoff verschwand. Auf dem Weg zum Fahrstuhl nickte die Oberschwester ihm zu. Die besorgte Frau von vorhin drehte sich rasch um, als er an ihr vorbeiging. Dennoch hatte er ihren Blick bemerkt und fragte sich nun, ob die zusätzlichen Ausgaben des Krankenhauses für solche Bahren sich überhaupt lohnten.

Da so früh am Morgen nur wenig Betrieb auf den Stationen herrschte, war der Fahrstuhl in der Zwischenzeit nicht gerufen worden. Mit einem Knopfdruck öffnete er die Tür und fuhr die Rollbahre in die Kabine. Auf der Fahrt in den Keller ruckelte der Lift wieder. Die Tür glitt auf und gab den Blick in einen menschenleeren Korridor frei.

Er schob die Bahre auf die Leichenhalle zu. Vor der Tür blieb er stehen und schaute sich um. Eigentlich bestand dazu gar keine Veranlassung. Weder hatte er etwas gehört,

noch war ihm etwas Außergewöhnliches aufgefallen. Trotzdem beschlich ihn ein Gefühl des Unbehagens.

Er atmete tief durch und rief sich in Erinnerung, dass er ein erwachsener Mann war, der immerhin schon einen Abschluss in Philosophie geschafft hatte. Hier unten gab es nichts, wovor er sich fürchten musste. Oder wie Jim es im Scherz formuliert hatte: «Unsere Kunden mögen vielleicht mit ihrem Los hadern, aber wer weiß das schon? Beschwerden können sie sich ja nicht mehr.»

Er schob den vorderen Teil der Rollbahre durch die Tür – und blieb wie angewurzelt stehen.

Der Leichnam des jungen Mannes saß aufrecht auf seiner Trage und starrte ihn an. Das Leintuch lag in Falten vor seinem Schoß.

Jim hatte ihn zwar davor gewarnt, dass so etwas hin und wieder passierte, wenn noch Luft im Bauch war, doch im Augenblick war er viel zu sehr von Grauen gepackt, um sich über die Ursache den Kopf zu zerbrechen.

Der weiße Oberkörper des Toten hatte gut ausgebildete Muskeln, und die Brustbehaarung war dunkel und dicht. Aber das Porzellanweiß des Rumpfes stand in einem Entsetzen erregenden Kontrast zur bluttriefenden, bläulich roten Masse, die dort zu sehen war, wo sich vor Kurzem noch das Gesicht befunden hatte. Nur die Augen waren noch geblieben – grell-weiße Augäpfel mit dunklen Iriden –, die über freiliegenden Wangenknochen den Betrachter anstarrten. Zwei Zahnreihen in einer lippenlosen Mundöffnung zeigten ein scheußliches Grinsen.

Er war wie hypnotisiert und konnte den Blick nicht abwenden. Er bemerkte an den Seiten des Kopfes zwei Stümpfe – die Überreste der Ohren –, sah die schwarzen Höhlen zwischen den Augen, wo zuvor die Nase gewesen war, und starrte den ausgefransten Haaransatz über dem blanken

Stirnbein an. Als ihm endlich ein Schrei über die Lippen kam, geisterte ihm ein einziges Wort durch den Kopf: gehäutet!

Er musste daran denken, wie sein Vater früher auf dem heimischen Bauernhof Hasen geschossen und ihnen anschließend das Fell abgezogen hatte. Offenkundig war mit dem gleichen Geschick das Gesicht dieses Mannes fein säuberlich entfernt worden. Aber wieso, um Himmels willen, häutete jemand einen Toten?

Kapitel eins «Zwei ... vier ... sechs ... acht ... wer hat Angst vor heute Nacht ... Erde ... Hölle ... Himmel.» Das Mädchen balancierte auf einem Bein, bückte sich und las einen flachen Stein von einem der Quadrate auf, die auf den Boden des Spielplatzes gemalt waren. Dann legte die Kleine ihn neben den Fuß, mit dem sie hüpfte, und verpass- te ihm einen Stoß, woraufhin er über die weißen Karos auf dem schwarzen Asphalt schlitterte.

«Nach Hannah bin ich dran.» Ein dickliches Kind drängte ein anderes zur Seite und stellte sich vor die Mädchen, die in einer Warteschlange standen.

«Nein, stimmt nicht!» Der Fuß des Mädchens, das gerade den Wurfstein bewegt hatte, schwebte in der Luft. «Kelly ist dran.»

«Hau ab, du Dränglerin.» Das Mädchen, das weggeschoben worden war, nahm wieder seinen Platz ein.

Die schrillen, hohen Kinderstimmen schallten über den Schulhof und durch die Zaungitter in eine Gasse, wo ein furchtbar dünner Mann mit schmutzigem Gesicht, dunklen Bartstoppeln und verfilzten, schulterlangen Haaren sie beim Spiel beobachtete. Der Stoff des fleckigen schwarzen Mantels schlackerte um seine Knie. Darunter trug er eine abgerissene, speckige Hose. Nur sein Schuhwerk – hellrote Basketballschuhe mit leuchtend blauen Schnürsenkeln – verlieh seinem Aufzug etwas Farbe.

Er zuckte mit den Schultern, um das Gewicht des Rucksackes zu verlagern, den er trug. Sein eindringlicher, wilder Blick folgte den Bewegungen, die das Mädchen auf dem

Himmel-und-Hölle-Feld machte. Hannah war ein anmutiges Kind, groß gewachsen für eine Grundschülerin, schlank und ohne den für ihr Alter üblichen Kinderspeck. Ihr silberblondes Haar war zu einem dicken Zopf geflochten, der ihr bis zur Taille reichte, und sie hatte kornblumenblaue Augen, die auf dem tristen Schulhof wie Emaille funkelten. Die Kleine war bei Weitem das hübscheste Kind in der Gruppe. Ein Schwan auf einem See, der voll von hässlichen Entlein war. Ihre gertenschlanke Gestalt ließ schon die Grazie und Schönheit der Frau erahnen, zu der sie heranwachsen würde.

«Miss! Ein dreckiger alter Mann beobachtet uns!»

Die schrille Stimme gehörte einem kleinen Jungen, der etwas abseits von den anderen am Zaun saß. Eine Frau mittleren Alters in einem grauen Wollkleid und einer weiten blauen Strickjacke begann, quer über den Hof zum Tor zu rennen. Alle anderen Kinder in Hörweite drehten sich um und schauten zur Gasse. Der Mann ging rasch zum gegenüberliegenden Fußweg und hastete davon.

«Das ist mein Vater!» Hannah ließ den kostbaren Wurfstein fallen, der sie berechtigte, bei jedem Spiel als Erste zu hüpfen, warf den Zopf über die Schulter und lief aus dem Schulhof, ehe die Frau mittleren Alters, die noch zu weit weg war, sie davon abhalten konnte. Ohne auf den Verkehr zu achten, eilte die Kleine über die schmale Straße. Bremsen quietschten. Ein Autofahrer fluchte leise.

«Daddy!», schrie Hannah, doch der Mann rannte weiter. «Bleib doch stehen!»

Er hielt inne und warf einen Blick über seine Schulter. Tränen hatten grauweiße Schlieren auf seinen dreckigen Wangen hinterlassen.

«Daddy ... Du bist ja gar nicht mein Daddy!»

Der Mann sprintete wieder los und ließ das schluchzende Kind auf dem Bürgersteig zurück.

«Komm, Hannah, sei brav.» Die Frau im grauen Wollkleid trat zu ihr.

«Nein!» Hannah weigerte sich, die ausgestreckte Hand der Frau zu nehmen. «Gehen Sie weg, ich will zu Daddy!»

«Wer immer das auch gewesen sein mag, jetzt ist er weg. Komm, wir gehen jetzt wieder in die Schule.»

«Er hat wie mein Daddy ausgesehen. Bis er sich umgedreht hat. Ich dachte, er ist –»

«Du kannst dich in Mrs. Jones' Zimmer setzen. Wir rufen deine Tante an. Du darfst heute früher nach Hause gehen. Was hältst du davon, Hannah?» Die Frau geleitete das Mädchen durch das Schultor.

Ein Kollege tippte der Lehrerin auf den Arm und flüsterte: «Polizei?»

Die Lehrerin schüttelte den Kopf. «Läuten Sie die Glocke und schaffen Sie die Kinder rein. Und dann rufen Sie Hannahs Tante an. Ob die Polizei verständigt werden soll, müssen der Schulleiter und Miss Davies entscheiden.»

«... happy birthday, lieber Trevor, happy birthday to you», sang Peter Collins für seinen Kollegen Trevor Joseph, als Lyn Sullivan eine Schokoladen-Sahne-Torte mit brennenden Kerzen in Trevors Wohnzimmer brachte.

«Er ist nicht dein lieber Trevor, sondern meiner», sagte Lyn und stellte die Torte auf den Tisch, um den Trevor und seine Gäste sich geschart hatten.

«So wird es wohl sein», stimmte Peter zu. «Seit meinem fünften Lebensjahr hat mir keiner mehr eine Torte spendiert oder eine Party für mich veranstaltet.»

«Wie soll das auch gehen, wo du jede freie Minute in diesem fürchterlichen White Hart verbringst?», meinte Sergeant Anna Bradley, Peters Kollegin und Begleiterin an diesem Abend.

«Woher willst du wissen, dass es dort fürchterlich ist? Du hast den Pub ja noch nie von innen gesehen.»

«Das ist auch nicht nötig. Ein Blick von außen reicht schon.»

«Du musst jetzt die Kerzen auspusten, Trevor.» Lyncs Lächeln wirkte gezwungen. Nachdem sie seit sechs Monaten mit Sergeant Trevor Joseph vom Dezernat für Schwerverbrechen zusammenlebte, war das Nettteste, was sie Freunden und Familienangehörigen erzählen konnte, dass Polizisten «anders» waren. Und das waren sie auch. Diese Andersartigkeit manifestierte sich in ihren Arbeitszeiten, ihren Gewohnheiten, ihrem Sinn für Humor – vor allem in ihrem Sinn für Humor. Und was für die Polizei im Allgemeinen galt, galt ganz besonders für Sergeant Peter Collins vom Drogendezernat.

Trevors Freund war selbst in guten Zeiten nur schwer zu ertragen, und es war schon eine ganze Weile her, seit Lyn und Trevor eine gute Zeit verlebt hatten. Vier Monate, um genau zu sein. Inzwischen zermürbte die Beziehung, die so vielversprechend begonnen hatte, sie zunehmend, was an ihren unterschiedlichen Arbeitszeiten lag – deshalb verbrachten sie ihre Freizeit größtenteils getrennt und verpassten so viele Gelegenheiten, gemeinsam etwas zu unternehmen. Egal für welche Schicht sich Lyn eintrug, immer wieder musste sie nach Dienstschluss in ein leeres Haus zurückkehren, weil Trevor auf der Jagd nach Verbrechern war.

Allein den Termin für diese Geburtstagsparty festzulegen hatte bereits ein beträchtliches Maß an Organisationstalent erfordert. Sie musste den Dienstplan in der psychiatrischen Einrichtung ändern, wo sie als Krankenschwester arbeitete, endlose Telefonate mit Trevors direktem Vorgesetzten, Inspector Dan Evans, und mit seiner Kollegin Anna Bradley führen und Trevor wiederholt halb im Spaß, halb im Ernst

mit ernsthaften Konsequenzen drohen, falls er sich nicht diesen Abend frei halten würde. Und selbst jetzt rechnete sie insgeheim immer noch damit, dass jeden Moment das Telefon läutete und sich die Hälfte ihrer Gäste verabschiedete. Die Vorstellung, dass die Feier sich bald in Wohlgefallen auflöste, war ihr so sehr auf den Magen geschlagen, dass sie den Räucherlachs, den kalten Braten und die selbstgemachten Salate kaum anrührte.

Lyn tröstete sich mit dem Gedanken, dass gleich die Kerzen ausgepustet wurden und sich alle auf den Alkohol stürzten. Mit etwas Glück war Trevor in Kürze so betrunken, dass er gar nicht mehr arbeiten konnte. Nach sechs Wochen war dies der erste Abend, den Trevor daheim verbrachte. Wieso war sie eigentlich auf die Schnapsidee verfallen, ausgerechnet heute dreißig Leute einzuladen?

«Blas die Kerzen aus, Trevor, dann können wir endlich einen heben», grummelte Peter.

Trevor holte tief Luft und tat, worum Peter ihn gebeten hatte.

«He, Kumpel, ich kann es gar nicht leiden, wenn mein bester Zwirn eingesaut wird», beschwerte sich Andrew Murphy, ein altgedienter Constable. «Auch nicht vom Geburtstagskind.» Er schnippte einen Klecks Sahne, der auf seinem Tweedsakko gelandet war, wieder in Richtung Torte.

«Wenn man bedenkt, was dieses Sakko schon alles abgekriegt hat, dann ist ein Klecks Sahne doch eigentlich gar nichts, Andy. Ist immer noch besser als Blut und andere Körpersäfte.» Anna reichte Lyn ihren Teller. «Ein großes Stück, bitte, mit einer extra Portion Sahne.»

«Wie hältst du es beim Job nur mit ihr aus?», wollte Peter von Trevor wissen, der die Torte in große, ungleiche Stücke schnitt.

«Viel interessanter ist doch die Frage, wie Anna es mit

Dan Evans und Trevor aushält, oder?» Lyn verteilte die Tortenstücke auf Tellern und reichte sie herum.

«Ich muss noch dreimal befördert werden, dann kann ich jeden Sergeant in der Stadt zu Büroarbeit verdonnern», meinte Anna und grinste mit vollem Mund.

«Und ich muss noch fünf Dienstgrade höher klettern, dann kann ich jede Polizistin zu Schreiarbeit, Hausarbeit und Liebesdiensten verdonnern.» Peter stieß mit Trevor an. «Lass uns auf eine reine Männertruppe trinken.»

Anna schaute Peter in die Augen. «Sergeant, warten Sie nur, bis ich Ihre Vorgesetzte bin.»

«Ich bezweifle stark, dass es bei der Polizei einen Mann gibt, der auch nur den Hauch einer Ahnung davon hat, was die Gleichberechtigung der Geschlechter bedeutet», sagte Lyn und warf Peter einen vernichtenden Blick zu.

«Ich erlaube all meinen Frauen, auch mal oben zu sein. Davon darfst du dich bald selbst überzeugen, Anna.» Peter schlang den Arm um ihre Taille.

«Darf ich daraus schließen, dass deine früheren Eroberungen die vorteilhafte Position genutzt und gleich nach etwas Besserem Ausschau gehalten haben?» Anna nahm seine Hand von ihrer Taille und ließ sie fallen.

Lyn, die Peters Gerede langweilte, brachte die leere Tortenplatte in die Küche. Die Arbeitsfläche war mit dreckigem Geschirr, zerknüllten Papierservietten, angeknabberten Hühnerflügeln, benutzten Gläsern, Messern und Gabeln übersät. Sie entfernte die Speisereste von den Tellern, verstaute das Geschirr und Besteck in die Geschirrspülmaschine und stellte sie an.

«Ich entschuldige mich für meine taktlosen Kollegen.» Trevor stellte sich hinter sie und drückte ihr einen Kuss auf den Nacken. «Du hättest deinen Bruder und deine Kolleginnen aus dem Krankenhaus einladen sollen.»

«Für meine *und* deine Freunde ist in diesem Haus nicht genug Platz.»

«Dann hättest du eben nur deine einladen sollen.»

«Zu deinem Geburtstag?»

Er drehte sie herum. Sie waren auf gleicher Augenhöhe, denn mit einem Meter dreiundachtzig war Lyn nur knapp drei Zentimeter kleiner als er. Er küsste sie langsam und leidenschaftlich. Mit einem Schlag fiel ihr wieder ein, weshalb sie vor sechs Monaten bei Trevor eingezogen war, und das Unbehagen, das Peter Collins und der ganze Abend hervorgerufen hatte, legte sich schlagartig.

«Danke.»

«Wofür?», wollte sie wissen.

«Für meine Geburtstagsparty. Und dafür, dass es dich gibt, dass du mit mir zusammen bist. Was hältst du davon, wenn wir deinen Geburtstag ohne Freunde feiern?»

«Es wäre mir auch lieber gewesen, wenn wir den heutigen Abend nur zu zweit gefeiert hätten, aber ich war mir nicht sicher, ob du dann überhaupt erscheinst.»

«Hast du am Wochenende Dienst?»

«Selbstverständlich. Erzähl mir nicht, dass du frei hast.»

«Ich dachte, wir könnten mal nach Cornwall fahren.»

«Auf den Bauernhof deiner Mutter?» Sein Vorschlag zauberte ein Funkeln in ihre dunklen Augen. Bislang war sie seiner Familie noch nicht vorgestellt worden. Er hatte ihr von seiner Mutter, seinem Bruder, seiner Schwägerin, den Nichten und Neffen erzählt, und sie hatte mit ihnen auch schon telefoniert. Trotz Trevors gegenteiliger Beteuerungen glaubte sie allerdings, dass seine Familie die Verbindung zwischen ihnen beiden nicht guthieß.

«Ich möchte mit dir angeben.»

«Vielleicht mögen sie mich nicht.»

«Sie werden dich lieben.» Wieder küsste er sie. «Und

dann können wir all meine geheimen Verstecke von früher aufsuchen.»

«In dem Fall tausche ich selbstverständlich meinen Dienst.»

Er zog sie noch fester an sich. «Sollen wir nach oben gehen?»

«Das fällt doch auf.»

In dem Moment flog die Küchentür auf und schlug mit voller Wucht gegen Lyns Rücken. Wie ein Wirbelwind rauschte Peter an ihnen vorbei.

«Wir verdursten noch, Kumpel, während du dich hier mit Florence Nightingale vergnügst. Ein prima Gastgeber bist du.»

Der speckige Mantelrücken glänzte im gelben Licht der Straßenlaternen, und die zerrissene Hose sah noch schlimmer aus als am Morgen. Sein Aussehen war dem Mann, der vom Meer kommend in die Jubilee Street bog, jedoch völlig gleichgültig. Mit der Flasche in der Hand torkelte er umher, stolperte plötzlich und fiel auf die Knie.

Neben der vierstöckigen Häuserzeile, die aus der Ferne sehr elegant wirkte, erschallte derbes Gelächter. Bei etwas näherer Betrachtung konnte man allerdings sofort sehen, dass die Farbe von den schönen Fassaden aus dem achtzehnten Jahrhundert abblätterte, das Holz morsch war und die meisten Fenster mit Pressspanplatten verbarrikadiert waren. Doch all das nahm der Säufer in seinem Zustand überhaupt nicht wahr. Für ihn zählte nur, dass er in der Nähe seiner «Herberge» war. Die prächtigen Häuser, die wohlhabende Kaufleute vor langer Zeit erbaut hatten, verfielen langsam. Die Stadt hatte eine Handvoll noch bewohnbarer Gebäude verschiedenen Kirchen und gemeinnützigen Organisationen überlassen, die sich um Obdachlose kümmerten.